

Das Gegenprogramm

Mit Schandflecken, bösen Dingen und Emotionen gegen Denkmale

HANS-RUDOLF MEIER

SUMMARY

Historic monuments hold an emotional charge, and it is not least the affections of people that leads to their being assigned this special status. This also holds true for monuments that are associated with ambivalent emotions, as in the case of ‘unloveable’ or ‘uncomfortable’ heritage. Yet rejection and opposition, too, are emotional matters. This ‘counter-program’ is explored in the text below. In the process it is revealed that the emotions which are mobilized against monuments are directed either at what they represent or memorialize – thereby confirming that the desired memorial effect is being achieved – or else at their materiality or the condition in which they have been passed down. The primary emotions that are mobilized are a) fear of the object’s efficacy; b) hatred in cases where the object is ascribed political symbolism and becomes an emotional outlet; and c) conscious or else unthinking rejection of any questioning of one’s own positions as a result of the object’s otherness. In each case, it is precisely the emotions that monuments can unleash against themselves that is the best evidence for the efficacy of object-material concepts of memory.

Aus aktuellem Anlass: Bilderstürme

Dass sich Emotionen gegen Denkmäler richten können, haben im Sommer 2020 die spektakulären Bilder aufgebraucher Menschenmengen gezeigt, die bronzene Standbilder von Helden des Kolonialismus vom Sockel stürzten oder mit Farbe entstellten. Emotionsgeladen waren auch die daran anschließenden Debatten über kolonialistische Erinnerungsmale. Bemerkenswert sind dabei vor allem zwei Aspekte: zum einen die von Seiten der Aktivist*innen angestoßene Auseinandersetzung darüber, wer überhaupt legitimiert sei, sich zu diesen Objekten zu äußern. Hier artikuliert sich eine Bruchstelle zwischen dem aufgeklärten Anspruch, jede und jeder Informierte könne zu allen gesellschaftlichen Fragen mitdiskutieren, und betroffenenorientierter Identitätspolitik. Diese stellt letztlich auch das vom Gesetzgeber als denkmalkonstituierend vorgesehene „öffentliche Interesse“ grundsätzlich in Frage. Zum anderen ist die Frage interessant, warum gerade jetzt diese Emotionalisierung Aktionen gegen Denkmäler auslöste, die seit langer Zeit auf ihren Sockeln stehen. Der Tod von George Floyd als unmittelbarer Auslöser erklärt das nicht hinreichend. In der Regel kennen wir Denkmalstürze aus gesellschaftlichen Umbruchzeiten, wenn Repräsentanten der alten Ordnung dem Volkszorn zum Opfer fallen – davon zeugen Bilderstürme von der Reformation bis zum *Arabischen Frühling*. Die historische Ikonoklasmus-Forschung hat gezeigt, dass dieser „Volkszorn“ selten einer spontanen Eruption entsprang, sondern meistens einer politischen Strategie folgte.¹ Was die Ziele der Empörung angeht, kann differenziert werden zwischen religiös motiviertem Ikonoklasmus, der sich gegen die Darstellungen und damit die Objekte in ihrer Gestalt und Erscheinung richtet, und politisch motivierten Denkmalstürzen gegen die Dargestellten, bei denen die negativen Emotionen sich nicht primär auf das Ding als solches beziehen, sondern auf das beziehungsweise den durch dieses Repräsentierte.

Mythisches Denken oder die Angst vor den Dingen

Nicht einstmals berühmte Männer und ihre Denkmäler oder religiöse Symbole sollen aber im Zentrum meiner Überlegungen stehen – zumal der Beitrag von Daniela Spiegel dieser Thematik gewidmet ist –, sondern die Emotionen, die sich gegen gewordene Denkmale richten. Auch da gibt es Beispiele, bei denen die mit dem Objekt verbundenen Personen oder Institutionen Ursache der denkmalfeindlichen Emotionen sind – den Denkmalen also Stellvertreterfunktion zukommt –, und Beispiele, bei denen sich die Emotionen gegen das Objekt als solches beziehungsweise gegen ihm eigene Eigenschaften richten. Ein vor Kurzem nicht zum ersten Mal öffentlichkeitswirksam gewordenes Beispiel für Ersteres ist das Geburtshaus von Adolf Hitler im österreichischen Braunau. Wiederholt schon wurde gefordert, dieses zu schleifen (nachdem schon im Mai 1945 nach der Besetzung Braunaus durch die Alliierten ein deutscher Stoßtrupp noch vergeblich versucht hatte, das Haus zu sprengen). 2016 kündigte der österreichische Innenminister als „sauberste Lösung“ den Abbruch an, der dann aber schließlich doch nicht vollzogen wurde. Als Grund für die jüngeren Zerstörungsbegehren wird die Furcht vor Neo- und Altnazis genannt, die zur Geburtsstätte ihres ‚Führers‘ pilgern. Aktuell glaubt man, dieser Gefahr dadurch begegnen zu können, dass das Haus in die äußere Gestalt vor den 1930er Jahren zurückgebaut und zur Polizeistation umgenutzt werden soll.² Nicht nur angesichts jüngster Aufdeckungen rechter Netzwerke in der Polizei ist allerdings fraglich, ob eine solche Widmung die richtige Lösung des Problems ist. Der erhoffte neutralisierende Erinnerungsentzug³ wird aber in jedem Fall nicht gelingen, denn welche Gestalt man dem Haus auch immer geben mag, es bleibt Hitlers Geburtsort. Damit hat sich die Gesellschaft mit ihm auseinanderzusetzen – unabhängig von der Form des Hauses und jenseits der eingeübten Narrative des Umgangs mit Täter- oder Opferorten des Nationalsozialismus.⁴

Anfügen lässt sich hierzu als weiteres Beispiel aus jüngster Zeit die vom ehemaligen Berliner Bau senator Peter Strieder lancierte Forderung, auf dem Berliner Olympiagelände die Skulpturen aus der NS-Zeit zu entfernen.⁵ Strieders Vorstoß ist motiviert durch die Angst vor den erstarkten und sich vermehrt öffentlich in Szene setzenden Rechtsradikalen. Es ist nicht überraschend, dass in der ge-

genwärtigen Situation die mit den „unbequemen Denkmalen“ schon vor zwei Jahrzehnten geführte Debatte erneut virulent wird.⁶ Wenig rational ist jedoch Strieders Unterstellung, die Denkmalpflege, die sich stets für den Erhalt dieser Skulpturen an ihrem ursprünglichen Aufstellungsort eingesetzt hat, verlasse mit ihrem Erhaltungsgebot den Boden der freiheitlich-demokratischen Grundordnung.

Diese zum Einstieg erwähnten Fälle spiegeln in der Negation John Ruskins Diktum, dass man ohne Architektur zwar leben und beten, sich aber nicht ohne sie erinnern könne.⁷ Im Begehren, Denkmäler zu stürzen, steckt der Glaube an die suggestive Kraft der Objekte und die Hoffnung, mit deren Entfernung würde auch das Problem, das man bekämpfen will oder vor dem man Angst hat, gelöst oder zumindest gemindert. Im Argwohn auf die Dinge steckt der Glaube an deren Macht – und damit ein Rest mythischen Denkens.

Das gilt auch für Strieders Vorstoß gegen die NS-zeitlichen Standbilder auf dem Berliner Olympiagelände. Jene, die diese Inszenierung veranlasst haben, sind längst besiegt, aber den Objekten soll noch immer die Potenz innewohnen, dem Bösen die Rückkehr zu erleichtern. Anders war das beim Sturm auf die Bastille – um nach dem aktualitätsbezogenen Auftakt zu versuchen, einer gewissen Systematik zu folgen und nach den personal begründeten emotionalen Angriffen auf Denkmale und Denkmäler jene gegen die mit den Objekten verbundenen Institutionen anzuschließen. Die Zerstörung der Festung richtete sich gegen deren Funktion als Gefängnis des repressiven Herrschaftsapparats des *Ancien Regime* und war Teil der revolutionären Auseinandersetzungen um die Macht. Zum Symbol für den Auftakt der Revolution ist sie erst nach deren Sieg geworden.

Noch mal anders ist die Situation, wenn palästinensische Jugendliche das Grab Josephs in Nablus angreifen, wie im Herbst 2000 und erneut 2003. Angesichts der realen Machtverhältnisse kam diesen Aktionen keine umstürzlerische Bedeutung zu, vielmehr hatten sie Stellvertreter- und Ventilfunktion: Wenn schon die israelische Besetzung der Westbank nicht beendet werden kann, dann wird zumindest den scheinbaren Repräsentationen der Besatzungsmacht Unheil zugefügt. In solchen verzweifelten Attacken zeigt sich, wie sehr symbolische Handlungen gegen Denkmale oft emotionsgeleitet sind.

Als symbolischer, wenn auch nicht sinnloser Akt ist auch der Abbruch des zweifellos

denkmalfähigen Palastes der Republik in Berlin einzureihen. Offenbar war dieser Bau als einstiger Repräsentant der DDR in der neuen bundesrepublikanischen Hauptstadt vielen auch dann noch unerträglich, als der durch den Bau repräsentierte Staat schon längst untergegangen war. Hier war es nun nicht die Angst vor Wiedergängern, die zur Zerstörung motivierte. Furcht spielte aber für die Abbruchbefürworter*innen insofern eine Rolle, als insbesondere in der Phase der vielfältigen Zwischennutzung die breiter werdende Akzeptanz des Baus in der Kulturszene Erhaltungsoptionen realistischer erscheinen ließen.⁸ Herrschaftspolitik und Siegermentalität wurden durchaus emotional artikuliert, wenn auch der schrittweise Abbruchentscheid durch die Begründung als Asbestsanierung scheinbar objektiviert werden konnte.

Der Baustoff der exzessiven Moderne und andere ungeliebte Architekturen

Mit dem Berliner Palast der Republik erfolgt der Übergang zu Emotionen gegen Form und Material von Denkmälern. Dabei ist es in aller Regel nicht der Asbest oder andere heute als gefährlich deklarierte

Baustoffe, die über Ablehnung oder Zuneigung und damit oft über Erhalt oder Nichterhalt eines Gebäudes entscheiden. Solche Materialien sind in vielen Gebäuden der späten Moderne verwendet worden; sie werden seit geraumer Zeit entweder ohne viel Aufhebens saniert oder aber, wie am Berliner Palast der Republik, als Abbruchvorwand vorgeschoben.

Noch immer ist es aber vor allem der Beton, der am meisten ablehnende Emotionen weckt. Vor allem Sichtbeton gilt bis heute als Symbol für viele negativ empfundene Errungenschaften der Moderne. Diese ablehnende Haltung gegenüber Beton resultiert zum einen aus den Materialeigenschaften – grau, hart, rasch schäbig aussehend und nicht schön alternd –, zum anderen aus seiner Omnipräsenz. Als weltweit wichtigster Baustoff des 20. Jahrhunderts ist Beton zum Inbegriff der Verstädterung und Versiegelung der Landschaft geworden. Schlagworte wie „Verbetonierung“ (wie es in Österreich und der Schweiz heißt) waren und sind daher beliebte Agitationsbegriffe der Ökobewegung (Abb. 1).

Geradezu heftige Abneigung trifft heute vor allem Bauten der Spätmoderne. Die ablehnenden Gründe lassen sich zwar beschreiben und damit rationalisieren, doch gilt die verbreitete Missbilligung nicht zuletzt einer Architektur, die es vielfach nicht geschafft hat, Menschen auch emotional anzusprechen. Mit beschreibbaren Argumenten hat diese emotionale Zurückweisung nur bedingt zu tun. Das gilt genauso für die pauschale Ablehnung und grundsätzliche Infragestellung der Denkmalswürdigkeit, die lange Zeit die Architektur des Historismus erfuhr. Hans Georg Hiller von Gaertringen hat die „Entstuckung“ der Gründerzeitbauten in Berlin untersucht und dabei die gegen das historistische Dekor vorgebrachten Argumente zusammengetragen. Diese sind hauptsächlich ästhetischer Natur, bemühen aber auch die Moral, wenn sie etwa den Fassadendekorationen nachsagen, sie würden die dahinter herrschende Not verschleiern – ein Argument, das sich bis auf Friedrich Engels Schrift zur *Lage der arbeitenden Klasse in England* zurückverfolgen lässt.⁹ Dieses Argument kehrt aber noch 2005 wieder, wenn das Wiener Architekturbüro *Pos Architekten* im Zusammenhang mit der thermischen Sanierung von gründerzeitlichen Gebäuden für eine Neugestaltung der Fassaden plädiert, da diese Häuser „durchaus nicht im Zeichen der Kultur und Kunst, oft auch nicht im Zeichen der Menschlichkeit errichtet“ worden seien.¹⁰



Abb. 1: Plakat zur Volksabstimmung am 1. April 1990 zur Eidgenössischen Volksinitiative „Stopp dem Beton – für eine Begrenzung des Straßenbaus“, lanciert von mehreren grünen und linksalternativen Parteien und Bewegungen in der Schweiz

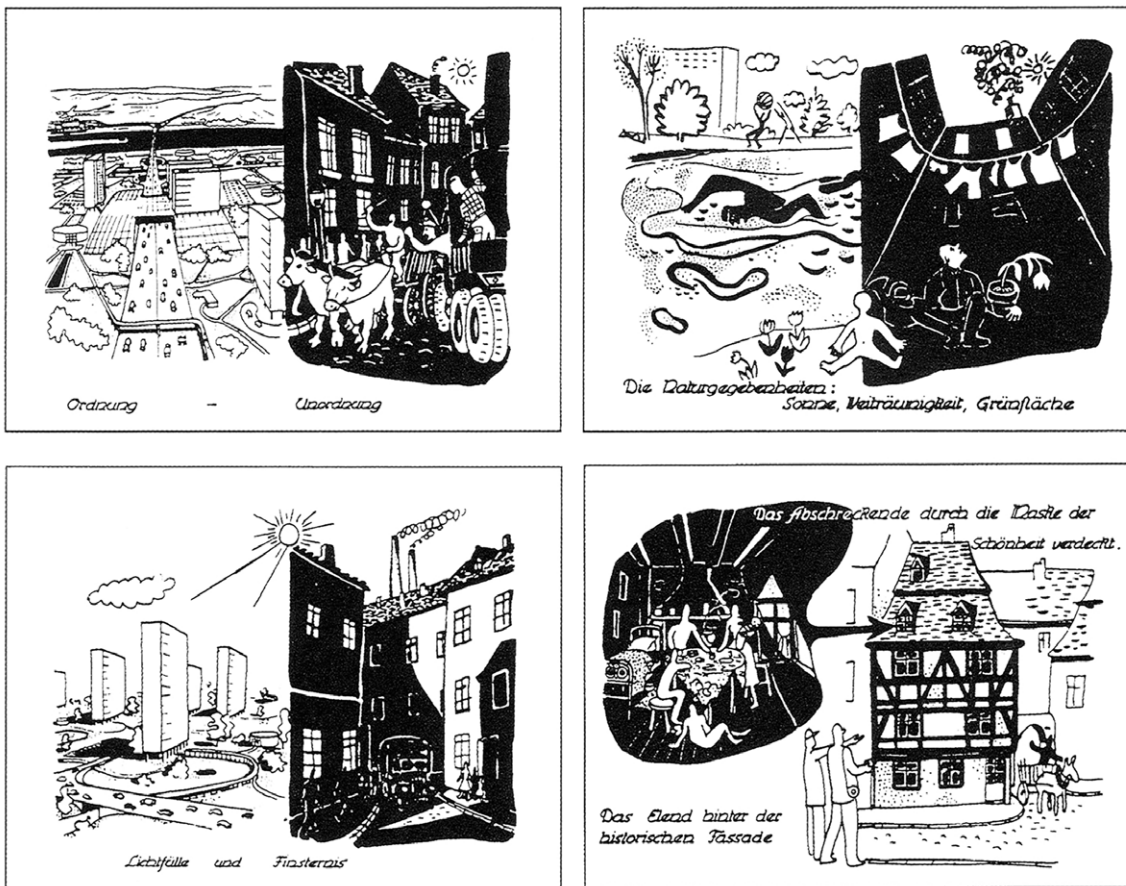


Abb. 2: Gérald Hanning, Section du Plan, 1947, Schaubilder für die Planung des Wiederaufbaus von Mainz, die die Vorzüge der Stadt der Moderne gegenüber der Altstadt zeigen sollen.

Mit dieser die soziale Frage ansprechenden moralischen Argumentation stehen *Pos Architekten* ganz in der Tradition der Moderne. Paradigmatisch dafür sind die hochemotionalen Schwarz-Weiß-Bilder von Gérald Hanning für den Leiter der *section du plan* des französisch besetzten Mainz, Marcel Lods (Abb. 2), mit denen dieser das auf der Charta von Athen fußende Projekt, Mainz zur modernsten Stadt der Welt zu machen, der Bevölkerung andienen wollte.¹¹

Moralisch und emotional fundiert sind auch die scheinbar kunsthistorischen Begründungen, mit denen noch in den ausgehenden 1950er Jahren darüber gestritten wurde, ob Gründerzeitarchitektur, inklusive von Spitzenwerken wie Schloss Neuschwanstein, überhaupt jemals denkmalwürdig sein könne.¹² Darüber kreuzten Heinrich Kreisel, Generalkonservator am Bayerischen Landesdenkmalamt, und Peter Hirschfeld, Landeskonservator in Schleswig-Holstein, im Zentralblatt der deutschen Denkmalpflege die Feder. Kreisel warb dafür, dass etwa die Schlösser König Ludwigs II., die sich steigenden Publikumsinteresses erfreuten und seitens der Unterhaltbehörden bereits denkmalgerecht

gepflegt würden, in Zukunft wohl auch Denkmale würden. Dem Wissenschaftler stehe, anders als dem Künstler, der Hass gegen das, was die Väter- und Großvätergeneration geschaffen hätten, nicht zu.¹³ Er erinnerte aber zugleich daran, dass einer der namhaftesten deutschen Museumsdirektoren, der in den 1880er Jahren geboren sei, ihn aufgefordert habe, „den Besuch der Schlösser [dem breiten Publikum] zu verbieten, die Schlösser von Staates wegen – wegen ihres verderblichen Einflusses auf den guten Geschmack – zu schließen“.¹⁴ Hirschfeld widersprach der Denkmalfähigkeit dieser Architektur und berief sich auf eine „wirklich die inneren Werte abwägenden Beurteilung“, die es verunmögliche, dass die epigonale Kunst (von der er nur die Tafelmalerei ausnimmt) aus der Zeit zwischen 1850 und dem Bruch, den der Eisenbeton brachte, je (!) Denkmal werden könne. Selbst wenn die Königsschlösser zugrunde gingen, sei das nicht schlimm, da sich das einmal Nachgeahmte ja immer wieder nachahmen lasse.¹⁵

Dem Denkmalverständnis der 1950er Jahre entsprechend ging es in der Auseinandersetzung zwischen Kreisel und Hirschfeld um die Bewertung

einer schon recht weit zurückliegenden Vergangenheit. Damals scheint noch unangefochten für Denkmale ein Mindestalter von hundert Jahren gegolten zu haben, sodass sich die Frage stellte, ob damit eben allmählich auch Werke, die nach 1850 erbaut wurden, zu erfassen seien. Noch emotionaler werden die Auseinandersetzungen, wenn es um zeitgenössische Bauten beziehungsweise in der Denkmalpflege um solche der jüngeren Vergangenheit geht. Exemplarisch zeigt dies die Architektur- (und noch nicht Denkmal-)Debatte, die in den 1920er Jahren den Bruch in der Gesellschaft der Weimarer Republik geradezu beispielhaft widerspiegelt. Wenn etwa die Weißenhofsiedlung als „Araberdorf“ diffamiert wurde, wird deutlich, wie Emotionen gegen Ungewohntes als das Andere mobilisiert wurden.¹⁶ Dass die Polemik der Avantgarde gegen traditionelle Architektur und Städtebau ebenso moralisch argumentierte, muss hier nicht weiter ausgeführt werden.

Das Schandfleck-Narrativ

Das Nicht-Aushalten des Anderen ist es oft auch, was hinter der heute vielleicht häufigsten Emotionalisierung gegen Denkmale steckt, indem diese als „Schandflecke“ betitelt werden. Das Schandfleck-Verdikt kann alte Gebäude treffen, die seit längerem leer stehen, Schäden aufweisen und möglicherweise sogar schon ruinös sind, verlassene Produktionsstätten oder aber Bauten der (Spät-)Moderne, deren Unterhaltsrückstau dazu geführt hat, dass sie schäbig und ungepflegt wirken. Zuweilen ist die herabwürdigende Titulierung als Schandfleck aber auch nur eine wohlfeile Plakatierung von etwas Unerwünschtem, gegen das nicht mit sachlichen Argumenten, sondern emotional mit einem negativ besetzten Begriff angegangen wird. Schaut man sich die Verwendung des Begriffs in der Presse an, so ist es freilich kaum je Qualitätsjournalismus, der sich dieser Rhetorik bedient.

Der Begriff „Schandfleck“ bezeichnet nach dem Grimm'schen Wörterbuch „zunächst einen schändenden, entstellenden Fleck, wird aber fast nur bildlich gebraucht“.¹⁷ Die zu dieser bildlichen Verwendung aufgeführten Beispiele belegen für die Vormoderne die überwiegend moralische Intention im Sinne der bei Grimm mitgenannten lateinischen „nota turpitudinis“, also als Zeichen von Schlechtigkeit, Verwerflichkeit, schandhafter Lebensweise. In dieser moralisch-lebensweltlichen Wertung wurde der Begriff in der Literatursprache schon vor dem

20. Jahrhundert kaum mehr genutzt.¹⁸ Er findet sich in den letzten Hundert Jahren in dieser Bedeutung nur noch selten, etwa 1984 in einem Song der *Toten Hosen* oder als Titel eines 1956 erstmals und 1999 erneut verfilmten Heimatromans von Ludwig Anzengruber (1839–1889).

Vom Schandfleck zu unterscheiden ist das Schandmal, das gesetzte Zeichen der Schande. Dieser kaum mehr gebräuchliche Begriff hat mit der Titulierung des Holocaust-Mahnmals als „Denkmal der Schande“ durch den Thüringer AfD-Rechtsausleger Björn Höcke 2017 in widerwärtiger Weise Aktualität erlangt. Max Czollek hat in diesem Kontext an Martin Walsers Rede in der Paulskirche vor gut 20 Jahren erinnert, in der dieser von der „Moralkeule Auschwitz“ und der „Monumentalisierung der Schande“ gesprochen hatte.¹⁹ In beiden Fällen ist zu fragen, wessen Schande damit angesprochen ist und wer spricht – Fragen, die sich auch bei den „Schandflecken“ stellen.

In unserem Zusammenhang als emotionale Mobilisierung gegen Denkmale bezeichnet der Schandfleck zunächst einmal im Wortsinn den entstehenden Fleck im (Stadt-)Bild, der nicht oder nicht mehr in dieses passt bzw. dieses stört, sei das aufgrund des Zustands, seiner Gestalt oder Materialität. Nun kann eine Störung ja auch produktiv sein – in der Kunst beispielsweise als beliebtes Stilmittel zur Steigerung der Aufmerksamkeit –, wogegen der Schandfleck als Verstoß gegen einen Grundkonsens des (noch) Geduldeten erscheint; er ist das, was nicht mehr geht, nicht mehr akzeptiert wird.

Schandflecke sind relational und zwar sowohl bezogen auf die Umgebung als auch auf die Wertung. Als Ding, das vom Gewohnten abweicht, erscheint der Schandfleck zuweilen als Alternative zum Denkmal: „Schandfleck oder Denkmal?“, fragt nicht nur *Die Zeit* im Zusammenhang mit den Hamburger City-Hochhäusern²⁰, sondern steht auch als Titel über einem Bericht in der *Sächsischen Zeitung* über die Diskussionen um den Neustädter Markt in Dresden.²¹ Zahlreiche andere Beispiele für das auf Bauten bezogene Schandfleck-Verdikt ließen sich hier anfügen; oft sind es Großanlagen der Nachkriegsmoderne, die davon betroffen sind, zuweilen aber auch ephemere Bauaufgaben wie Tankstellen oder Klohäuschen. Grundtenor der Argumentationen ist jeweils, dass ein Gebäude oder eine Anlage zumindest die Berichterstatter unangenehm berührt; als etwas aus der Zeit Gefallenes, Überlebtes oder Vergessenes handelt es sich um einen Schand-

fleck oder aber es muss sich um ein Denkmal handeln. Als Denkmal würde etwas zunächst unangenehm Auffälliges noch akzeptiert: Es muss ja was dran sein, sonst wäre es kein Denkmal. Andernfalls ist es ein Schandfleck und kann, ja muss weg. Weniger zuversichtlich interpretiert ist die Alternative ein Beleg dafür, dass es der Denkmalpflege nicht gelingt, ihre Kriterien der Unterschutzstellung plausibel zu vermitteln, sodass das Publikum ungläubig oder resigniert kopfschüttelnd dieses Beharren auf etwas Unverständlichem zur Kenntnis nimmt.

Relational sind Schandflecke aber vor allem auch in Bezug auf ihre Umgebung. Je homogener und cleaner diese ist, desto eher erscheint ein sich davon unterscheidendes Gebäude als störend. Ob der Begriff in einem insgesamt von Gebrauch und den Spuren der Zeit gezeichneten Ambiente auch verwendet wird, wäre zu erkunden. Zu vermuten ist, dass am Ende der DDR die Bürger*innen, die sich um ihre allmählich zusammenfallenden Innenstädte sorgten, nicht von Schandflecken sprachen. Wenn dagegen heute ein einzelner Bau in einer der erfolgreich und vereinheitlichend durchsanierten Altstädte noch nicht erneuert ist, wird er recht bald als Schandfleck tituliert. Besonders oft werden ehemalige Industrieanlagen, die teilweise oder ganz ungenutzt brachliegen, entsprechend bezeichnet; vor allem in den auch demografisch vom Strukturwandel besonders betroffenen Orten und Gebieten werden sie weniger als Potenziale denn als unangenehme Erinnerungen gesehen und daher – oft mit Fördermitteln (Abb. 3) – gerne abgebrochen. Die Störung des Gewünschten mehr denn noch als des Gewohnten weckt Emotionen und Aggressionen. Das Andere als Schöbige, Unsauberes, Nicht-Makelloser oder auch als provozierend Ungewohntes wird, selbst wenn es das früher Eigene ist, nicht ausgehalten. Dagegen empört sich das Phantasieprodukt der Reinheit, die das Andere als das Fremde markiert. Lebensweisen und Wertvorstellungen prallen aufeinander, wenn diese Differenz gezielt aufgegriffen und inszeniert wird wie im Falle der ehemaligen Reitschule in Bern, einer großen 1896/97 errichteten Anlage beim heutigen Hauptbahnhof von Bern, die seit den 1960er Jahren als Abbruchobjekt galt, seit den 1980ern aber als alternatives Jugendzentrum genutzt wird; inzwischen ist der Bau saniert und als schützenswertes Objekt ins Bauinventar eingetragen. Bis heute stellt die Reitschule aber eine dauernde Provokation rechtschaffener Bürger*innen dar und gilt mit ihren zahllosen



Abb. 3: Lenggenfeld, „revitalisiertes“ Grundstück der 1876 gegründeten Gardinenfabrik, die 2008–11 mit 1 Mio. EFRE-Fördermitteln „zur Sicherheit und Ordnung der Anwohner“ (wie es auf der städtischen Webseite heißt) abgebrochen wurde.



Abb. 1: Bern, ehemalige städtische Reithalle: Für die Einen ein Möglichkeitsraum, für die Anderen ein „Schandfleck“.

Graffiti als „Schande von Bern“ (Abb.4).²² Das nicht nur, weil der unaufgeräumte Zustand des Areals den Ankommenden einen falschen Eindruck der Stadt vermittelt, sondern auch weil ein solcher ganz anderer Ort immer auch die eigene Position in Frage stellt. Die Andersheit steht immer in Bezug zum eigenen Ich: „Die Akzeptanz setzt die Bejahung der Differenz voraus. Dazu gehört die Integration der eigenen Fremdheit. Sie ermöglicht eine Vertrautheit, die Ambivalenzen zulässt und darauf verzichtet, Ordnung durch rigide Normierung oder Homogenisierung herzustellen.“²³ Das Schandfleck-Narrativ führt damit über vordergründige Motivationen wie

konkrete Verwertungsinteressen oder den Wunsch und die Hoffnung, Platz für Neues zu schaffen, hinaus und berührt grundsätzliche – auch emotionale – gesellschaftliche Fragen. Wenn der gegen Baustanz mobilisierte Schandfleck mehr ist als nur billige Rhetorik von schlechten Lokaljournalist*innen und -politiker*innen, die in ihrer Begrifflichkeit etwas limitiert sind, wäre es interessant, Konjunktoren dieser Brandmarkung auszumachen, die möglicherweise gesellschaftlichen Trends folgen. Vorbei sind jedenfalls die Zeiten, in denen sich Alois

Riegls moderner Mensch an der ungetrübten Wahrnehmung des Werdens und Vergehens erfreute und jeden Eingriff in dasselbe ebenso störend empfand wie einen Eingriff in seinen eigenen Organismus.²⁴ Denn – um Riegls anthropomorphischen Vergleich in die Gegenwart zu transponieren – in unserer Zeit der boomenden Schönheitschirurgie und der permanenten Selbstoptimierung offenbaren sich nicht nur andere Körper- und Wertevorstellungen, sondern auch andere Emotionen.

Abbildungsnachweis

- 1 Schweizerisches Sozialarchiv F Pe-0409
- 2 Stadtarchiv Mainz
- 3 Leo Bockelmann
- 4 Hans-Rudolf Meier

Anmerkungen

- 1 Einen umfangreichen Überblick über die vielfältigen Phänomene des Ikonoklasmus gibt Iconoclash. Beyond the Image Wars in Science, Religion and Art, hg. v. Bruno Latour und Peter Weibel, Karlsruhe 2002.
- 2 <https://www.sueddeutsche.de/kultur/hitler-geburtshaus-braunau-1.4930735> (25.11.2020); <https://taz.de/Hitlers-Geburtsort-in-Braunau-am-Inn/15693633/> (25.11.2020).
- 3 Wolfgang Peschorn, kurzzeitig Innenminister: „Wir wollen das Haus als Ganzes der Erinnerung entziehen und es so neutralisieren“, zit. nach Guyton, Patrick: Dieses verfluchte Haus, in: taz 3.7.2020, <https://taz.de/Hitlers-Geburtsort-in-Braunau-am-Inn/15693633/> (15.01.2021).
- 4 Vgl. dazu die Beiträge von Jörg Springer und Inge Manka in: Praktiken des Erbens. Metaphern – Materialisierungen – Machtkonstellationen. 4. Jahrestagung des Graduiertenkollegs 2227 „Identität und Erbe“ November 2020, Weimar 2021 (in Vorbereitung).
- 5 Strieder, Peter: Weg mit diesen Skulpturen!, in: Die Zeit Nr. 21/2020, 14.5.2020.
- 6 Huse, Norbert: Unbequeme Baudenkmale. Entsorgen? Schützen? Pflegen?, München 1997.
- 7 Ruskin, John: The Seven Lamps of Architecture, Orpington 1880, S. 178, Kap. VI. The Lamp of Memory, 2: „We may live without her, and worship without her, but we cannot remember without her.“
- 8 Binder, Beate: Streitfall Stadtmitte. Der Berliner Schlossplatz, Köln/Weimar/Wien 2009, S. 185–204.
- 9 Hiller von Gaertringen, Hans Georg: Schnörkellos. Die Umgestaltung von Bauten des Historismus in Berlin des 20. Jahrhunderts. Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin, Beiheft 35, Berlin 2012, S. 88; Engels, Friedrich: Die Lage der arbeitenden Klasse in England, in: Marx-Engels-Werke (MEW) Bd. 2, Berlin 1972, S. 225–506, hier: S. 280.
- 10 Hiller von Gaertringen 2012 (wie Anm. 9), S. 297; Schneider, Ursula/Brakhahn, Frank/Zelger, Thomas et al.: ALTeS Haus – Barrierefreies Wohnen im GründerzeitPassivHaus. Berichte aus Energie- und Umweltforschung 12, 2005, Wien 2005, S. 21.
- 11 Dazu Cohen, Jean-Louis/Frank, Hartmut/Ziegler, Volker: Ein neues Mainz? Kontroversen um die Gestalt der Stadt nach 1945, Berlin/Boston 2019, S. 107 ff.
- 12 Vgl. auch Grunsky, Eberhard: Zur „Entdeckung“ historistischer Architektur als Problem der Denkmalpflege, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 12/2, 1983, S. 96–104.
- 13 Kreisel, Heinrich: Die Beurteilung der Kunst der letzten hundert Jahre und die Denkmalpflege, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1, 1957, S. 82–87, hier S. 85.
- 14 Ebd., S. 86.
- 15 Hirschfeld, Peter: Wie weit ist das späte 19. Jahrhundert „denkmalschutzwürdig“?, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 17, 1959, S. 75–77; dazu nochmal eine kurze Erwiderung von Kreisel, Heinrich ebd., S. 77.
- 16 Dazu Meier, Hans-Rudolf: Fremdheit und Alterität in der Architektur der Moderne, in: Geschichtsbilder und Erinnerungskultur in der Architektur des 20. und 21. Jahrhunderts, hg. v. Kai Kappel und Matthias Müller, Regensburg 2014, S. 149–165, bes. S. 151 f.
- 17 Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. 16 Bände in 32 Teilbänden, Leipzig 1854–1961, Bd. 14, Sp. 1241 f.
- 18 <http://www.deutschestextarchiv.de/search/plot/?query=%27Schandfleck%27> (24.11.2020).
- 19 Czolleck, Max: Desintegriert Euch!, München 2020 (2018), S. 57.
- 20 https://www.zeit.de/hamburg/kultur/2014-05/denkmalerschutz-denkmalgeschuetzte-gebäude-hamburg/seite-2?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F (25.11.2020); vgl. auch: <http://sylvianecker.com/?p=1103> (25.11.2020).
- 21 Haufe, Kay: Neustädter Markt: Schandfleck oder Denkmal? Mit dem Königsufer soll der zentrale Platz umgestaltet werden. Die Meinungen der Experten gehen weit auseinander, in: Sächsische Zeitung 4.11.2020. Inzwischen ist der Neustädter Markt als Denkmal eingetragen.
- 22 Dazu Caviezel, Nott: Rezeptionswandel – fremd, vertraut, fremd?, in: Fremd, vertraut oder anders? Beiträge zu einem denkmaltheoretischen Diskurs, hg. v. Marion Wohlleben, München/Berlin 2009, S. 91–102, bes. S. 100 f. Erwähnenswert ist, dass 1990 eine von einer Rechtsaußenpartei lancierte Initiative, die den Abbruch des Schandobjekts forderte, von den Stimmberechtigten der Stadt Bern mehrheitlich verworfen wurde.
- 23 Mäder, Ueli: Das Fremde im Vertrauten, in: Fremd, vertraut oder anders? (wie Anm. 22), S. 31–36, hier S. 36; vgl. im gleichen Band auch: Meier, Hans-Rudolf: Zwischen Fremdheit und Identität. Zur Alterität des Denkmals, in: ebd., S. 141–150.
- 24 Riegl, Alois: Der moderne Denkmalkultus, sein Wesen und seine Entstehung, in: Ders.: Gesammelte Aufsätze, mit einem Nachwort von Wolfgang Kemp, Berlin 1995, S. 144–193, hier S. 162.